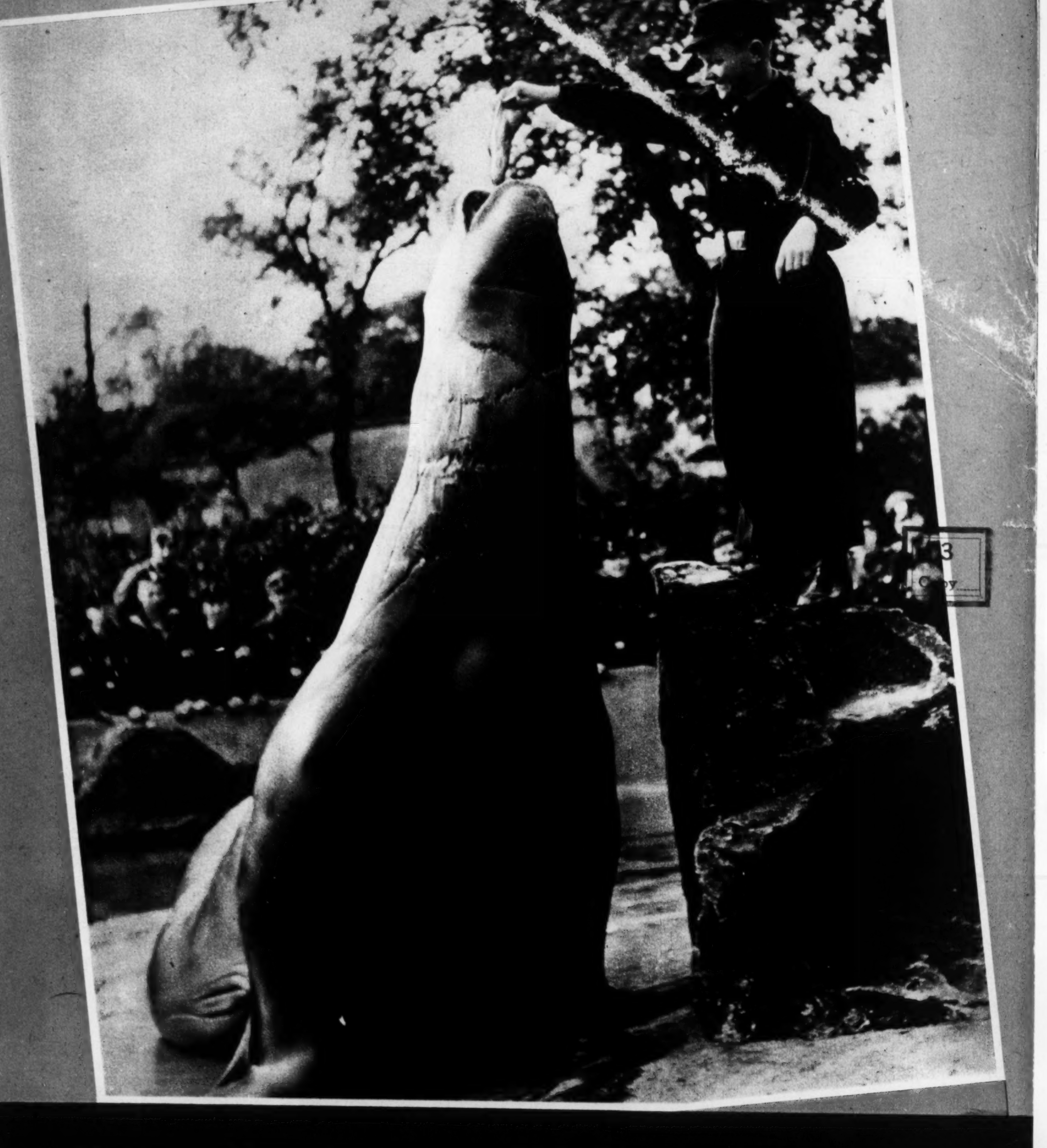
Junge Welt



BERLIN · DEZEMBER 1942 · JAHRGANG 4 · HEFT 12

30 Pf.



Seltener aber nicht minder groß ist das Vergnügen, das denjenigen beschieden ist, die die Möglichkeit haben, sich auch in diesem Winter im Skilager auszutoben. Hauptsächlich in den Lagern der Kinderlandverschickung im Mittelgebirge, im Hochgebirge oder gar in den Karpaten, wird man in diesem Jahr Ski fahren können. Der Schnee ist nun mal der Freund der Jugend. Ob unsere Mädel am Hang ihre Kurvenfahren, ob die Pimpfe wilde Schneeballschlachten schlagen oder die Jungen sich in hartem Wettkampf messen, immer gewinnen sie dem Winter seine beste Seite ab.

Aufnahmen (3) Barbara Lüdecke

Das Bild unserer Jugend



Aufnahmen (2) Barbara Lüdecke

Es fällt schwer, aus der Fülle von Anblicken, die die Jugend bietet, dasjenige Bild herauszufinden, das ihr ganz zu eigen ist und in dem sie sich am besten in ihrem Wesen spiegelt. Das jugendliche Leben gerade in der Jetztzeit ist von solcher Vielfältigkeit, daß man sich Mühe geben muß, aus der Alltäglichkeit dieses jugendlichen Lebens die Züge hervorzusuchen, die es gestatten, in ihnen eine gewisse Allgemeingültigkeit festzustellen.
Gerade in den letzten Wochen jedoch haben besonders die Berliner Gelegenheit gehabt, die schönsten, sozusagen entblößten Seiten des jugendlichen Herzens zu bewundern, als nämlich etwa dreißig mit dem Eisernen Kreuz und dem Kriegsverdienstkreuz ausgezeichnete Hitlerjungen auf Einladung des Reichsministers Dr. Goebbels die Reichshauptstadt besuchten. In der Auswahl dieser bewährten Jungen, die zum Teil erst vierzehn oder fünfzehn Jahre alt waren und zu ihren Taten in zwei Fällen selbst den Abschuß eines Britenbombers zählen können, gewann man schlagartig die Möglichkeit, einen tiefen Einblick in das Wesen unserer heutigen Jugend zu tun.
Es mag sein, daß in der Erfahrung der Erwachsenen und beim Anblick ihrer nächsten Umgebung hier und dort Jungen und Mädchen zu sehen sind, denen die durch den Krieg bedingte erzieherische Lockerung nicht gut tut. Es mag sein, daß hier und dort Jungen und Mädel Anlaß zur Kritik geben, aber wir sind überzeugt, daß es sich bei diesen Fällen immer nur um Ausnahmen handelt. Nach ihren Ausnahmen aber will diese Jugend heute nicht beurteilt werden. Schon vor ihren Leistungen, die sie allerorts im Kriegshilfsdienst vollbracht hat, wäre dies nicht gerecht. Wenngleich man auch die Beispiele der Bewährung der Hitlerjungen etwa im bombenbedrohten Westen als Ausnahmen bezeichnen könnte, muß man entgegenhalten, daß sie jedenfalls dem Geiste der Hitler-Jugend entspringen und als Leistungen dort gegeben wurden, wo die Situation sie erforderte. Deshalb sind wir überzeugt davon, daß auch in Zukunft die Hitler-Jugend immer dort etwas leisten wird, wo man Außergewöhnliches von ihr verlangt. Dies mag überhaupt das Entscheidende sein, daß unsere Jugend heute nach Gelegenheiten verlangt, sich auszuzeichnen. Die jahrelange Erziehung in der Hitler-Jugend, die es zu einem beherrschenden Grundsatz gemacht hat, von ihren Angehörigen Aktivität zu verlangen, die freiwillige Übernahme von Pflichten und das Bestreben, sich, wo immer es sein soll, hervorzutun, trägt heute in der ernsten Situation des Krieges ihre schönsten Früchte.
Und wenn wir heute einen vierzehnjährigen Pimpfen sehen, auf dessen Gesicht der noch kindliche Schein der Jugend liegt, und dessen Brust mit dem Eisernen Kreuz geschmückt ist, so glauben wir nicht einen sensationellen Sonderfall bewundern zu müssen, sondern es scheint uns wie mit hellen Scheinwerfern das wahre Wesen unserer Jungen beleuchtet zu sein. Ein Kind, ein wahres Kind, und doch verleiht das Eiserne Kreuz als die unvergleichliche Tapferkeitsauszeichnung des Mannes und des Soldaten diesem Kinde seinen ernsten, bewegenden Anblick. Vor einem solchen Bild muß alle Kritik verstummen, denn in diesem Jungen wurde nicht ein einzelner ausgezeichnet, den vielleicht die Gunst einer besonderen Lage oder ungewöhnliche Umstände wohl oder übel zu einem Helden machten, sondern mit diesem Eisernen Kreuz wurde der heldische Geist unserer Jugend ausgezeichnet.
Diese Jugend will nicht tatenlos hinter dem Ofen sitzen und warten, daß der Krieg für sie gewonnen wird. Sie wird die Segnungen des Friedens genießen, so will sie auch nach ihren Fähigkeiten an den Anstrengungen des Krieges teilnehmen. Sie braucht dazu keinen Zwang, und ein papierener Befehl würde nur hinter ihrer Freiwilligkeit, hinter ihrem Temperament und hinter ihrer Begeisterung herhinken, denn es verlangt sie selbst danach, sich in den totalen Krieg einzuschalten, und sie ist begierig, jede, auch die kleinste Möglichkeit zu finden, die sich für ihr Arbeitsbedürfnis bietet. Nicht immer schießt einer einen britischen Bomber ab, aber auch die zahllosen kleinen alltäglichen, fast unsichtbaren Hilfsdienste des einzelnen Jungen oder des einzelnen Mädels entspringen dem gleichen Drang, sich mit ihren Kräften einzusetzen.
Wer also wollte von einer traurigen Jugend sprechen, der die Last des Krieges die Fröhlichkeit nehme? Unbesiegbar ist die Fröhlichkeit unserer Jugend, und selbst ihre Anstrengungen im Dienste des Krieges sind ein Ausfluß dieser tätigen, optimistischen Lebensfröhlichkeit. Deshalb auch können die Jungmädel noch lachen, wenn der Winter sie im Skilager findet, auf den sonnenüberglänzten Hängen. Deshalb blüht, wie je zuvor, die Fröhlichkeit auf den Heimabenden. Es ist und bleibt ein nicht wegzudenkender Zug im Gesicht unserer Jugend, daß sie fröhlich ist und ihren Lebensmut behalten hat.

H. R.





Lob der Tapferen

Wenn man aus einem brennenden Hause zwei kleine Kinder rettet, die hilflos im ersten Stockwerk am Fenster stehen, wenn man aus einem verstaubten Keller einen Rettungsweg gräbt, wenn man, von Flammen bedroht, mit versengten Haaren und mit zitternden Händen Möbel vor der Vernichtung rettet, wenn man ganz im Fieber einer Bombennacht seinen Mann steht, obwohl man noch keine siebzehn Jahre alt ist, so denkt keiner daran, welches Lob ihn für diese Tätigkeit erwartet. Er tut dies alles ja nicht, um dafür bedankt zu werden, er hat gewiß nicht das Kriegsverdienstkreuz im Auge gehabt, sondern fühlte sich vor seinem Herzen verantwortlich, wenn er dies und jenes tat und sich mit ganzer Hilfsbereitschaft entfaltete. Als aber der Qualm der Nächte sich verzog, stand die Mitwelt staunend vor dem Bild einer solchen Jugend,



Die mit dem Eisernen und Kriegsverdienstkreuz ausgezeichneten Hitlerjungen wurden von Reichsminister Dr. Goebbels empfangen, der in einer Ansprache ihnen seinen Dank für ihre vorbildliche Haltung aussprach. Der Empfang, der das Kernstück der Berliner Veranstaltungen bildete, hat die Hitlerjungen auf das tiefste beeindruckt.

Bei der Vorführung des Filmes „Hände hoch!" im Ufa-Palast am Zoo waren die Hitlerjungen Ehrengäste des Reichsministers.

Aufnahmen: Barbara Soltmann (5)
Atlantic (1)



Bei einem Besuch im Zoo unterhielt sich der jüngste EK.-Träger mit einem Löwen, allerdings mit einem Löwen, den man noch auf den Arm nehmen konnte.

Der Besuch des Funkturmes, als einer Sehenswürdigkeit Berlins, blieb nicht aus. Dieses Bild wird mancher der Jungen als eine schöne Erinnerung an den Berliner Besuch in sein Album einkleben.



und sie ging her und zeichnete diesen oder jenen aus. Schließlich gar wurde eine Auswahl jener Jungen auf Einladung von Dr. Goebbels nach Berlin geschickt, daß sie, sozusagen als Abgesandte der gesamten Jugend, öffentlichen Dank entgegennehmen sollten. Wie gesagt, es hat keiner gewußt, daß seine Taten, die ihm selbstverständlich dünkten, einmal eine Reise nach Berlin einbringen würden. Nun aber war es so weit. Sie traten eine Fahrt an, die für jeden Teilnehmer unvergeßlich wurde. Denn Dr. Goebbels selbst empfing sie in seinem Ministerium, begrüßte jeden einzelnen mit Handschlag, ließ sich mit ihnen photographieren und unterzeichnete die Bilder selbst, daß sie ein stetes Andenken dieser Reise nach Berlin sein sollen.

Einer der bewegendsten Eindrücke für die Jungen war ein Ausflug nach Potsdam, der ewigen preußischen Soldatenstadt. Es lag ein besonderer Sinn darin, daß sie das Grab Friedrichs des Großen besuchten. Sie standen im feierlichen Schatten der Garnisonkirche, in deren Dämmer die alten Fahnen und Standarten ruhmbedeckter Regimenter aufgestellt waren. General Friedrichs, der Oberbürgermeister von Potsdam, empfing die Jungen, die ihm von ihren Erlebnissen erzählen mußten.

Und da war ein Junge dabei, der in den schlichten Worten seiner Umgangssprache berichtete, wie er vom Kellerfenster des väterlichen Luftschutzkellers aus das gegenüberliegende Gebäude brennen sah, in dem sich auch die Banndienststelle befand. Ganz plötzlich fiel ihm etwas ein. Er sprang auf, ließ sich nicht zurückhalten, stürmte über die Straße und in das feuerbedrohte Haus hinein und kehrte nach wenigen Augenblicken mit der angesengten, schon fast brennenden Bannfahne zurück. Es war ihm eingefallen, daß dort die Fahne des Bannes aufbewahrt wurde und daß er alles tun müsse, um sie zu retten.

Diese kleine Geschichte bewegte den General Friedrichs, daß er darin ein Ereignis sah, das sich würdig an die Reihe der vielen Beispiele der Treue zur Fahne anschließen läßt. Er sagte, daß dies eine Tat aus dem Geiste Friedrichs des Großen sei, und er erzählte, daß eine der Fahnen, die jetzt in der Garnisonkirche zum ewigen Ruhm aufbewahrt sind, eine Fahne seines Regimentes sei, die bei den ersten Angriffskämpfen 1914 in die Gefahr des Verlustes an den Feind geriet. Er, damals junger Kompaniechef, bei einem Regimentskommandeur, der 1870/71 auch schon als Sechzehnjähriger das Eiserne Kreuz erhalten hatte, habe dann die Fahne eine ganze Nacht lang gegen eine feindliche Übermacht verteidigt und sie schließlich auch wirklich geborgen, so daß sie später den Ehrenplatz in der Garnisonkirche erhielt. In diesem Augenblick hatte jeder der Jungen das Gefühl, daß viele Taten nicht geschehen aus einem vereinzelten, seltenen Entschluß, der durch besondere Umstände erfordert wird, sondern daß ein jeder aus seinem deutschen Herzen heraus gehandelt hat. Der Junge, der die versengte Bannfahne aus dem brennenden Hause rettete, fühlte sich plötzlich im heiligen Schauder mit dem alten General in Potsdam in eine Reihe gestellt. Unter dem Eindruck dieses gemeinsamen Erlebnisses rief der General den Jungen mit bewegter Stimme zu, daß sie als Vertreter der Hitler-Jugend mit ihrer Leistung sich zwar die persönliche Auszeichnung verdient haben, darüber hinaus aber der Hitler-Jugend den Glanz des ewigen Soldatentums verliehen hätten, der ihr in Wirklichkeit gebührt. Er schloß mit den die Jungen tief beeindruckenden Worten: In Potsdam ist das Soldatentum bewahrt, die Hitler-Jugend mit ihrem Reichsjugendführer Axmann aber hat die herrliche Aufgabe, das Preußisch-Soldatische der Deutschen höher und in die Zukunft zu tragen.

Außer diesem Besuch in Potsdam wurde den Jungen noch sehr viel mehr geboten. Sie besuchten auch den Zoo. Der jüngste EK.-Träger Deutschlands stieg in den Löwenkäfig. Aber es waren nicht die ausgewachsenen Raubtiere mit denen er umging, sondern er versuchte Freundschaft zu schließen mit einem kleinen Löwenbaby, das sich allerdings dagegen sträubte, wie auf dem Titelbild zu sehen ist.

Bei der Eröffnung der Jugendfilmstunden im Ufa-Palast am Zoo gehörten die Jungen zu den Ehrengästen und kehrten nach einer Reihe ähnlicher Empfänge, Besichtigungen und Veranstaltungen in ihre Heimat zurück, nicht wie man meinen könnte mit vor Stolz geschwellter Brust, sondern so bescheiden, wie sie gekommen waren.



In Potsdam wurden die Jungen auf das beste bewirtet und fühlten sich ganz als Ehrengäste der Stadt, die es sich angelegen sein ließ, die Jungen auf das nachdrücklichste zu bewirten.



Das schwesterliche HERZ

Als der Soldat aus dem Autobus stieg, das Gartentor aufstieß und über den schneeknirschenden Weg in das herrschaftlich aussehende Gebäude eintrat, hatte ihn Brigitte schon vom Fenster aus gesehen. Sie sah, wie er in seiner abgetragenen grauen Uniform daherkam. Er wuchs wie ein Bild immer mächtiger vor ihr auf, aber sie konnte ihm keinen Schritt entgegengehen, obwohl sie sich tagelang vorher ausgemalt hatte, wie sie ihm entgegenfliegen würde. Als es nun so weit war, stockte ihr Fuß, stockte ihr Atem und ihre Augen füllten sich ein wenig mit Tränen, nicht viel, nur daß ein leichter Schleier darüber lag und ihr das Bild vor den Augen verschwand, das Bild des gemächlich den Gartenweg heraufkommenden Bruders. Ihr Blick sah sogleich den leeren Ärmel an seiner linken Seite. Da kam ihr Bruder, den sie zum erstenmal wiedersah, nachdem das Geschick des Krieges sie so lange getrennt hatte, und dieses Geschick ihn im Osten den linken Arm verlieren ließ. Keine zwei Monate war es her, als sie den nüchternen, einfachen Brief erhielt, in dem er ihr die Tatsache seiner Verwundung mitteilte, in einer Weise übrigens, die von der behutsamsten Rücksicht zeugte und von dem Wunsch, ihr keine allzuschwere Sorge aufzubürden. Aber sie hatte damals gezittert. Ihr schwesterliches Herz, das dem Bruder in innerer Verbundenheit zugewandt war, hatte die Kunde zunächst nicht fassen können.

Nun aber sah sie den Bruder auf sich zukommen. Er kam dem Hause näher wie nur sonst irgendein Besucher. In diesem Augenblick empfand Brigitte mit Dankbarkeit den glücklichen Umstand, der sein Lazarett und ihren Wirkungskreis in diesem Hause so nahe beieinander sein ließ, daß sie der erste Mensch seiner Heimat, seiner näheren Umgebung war, der ihn nun wiedersehen würde. Hinter ihr im Hause war das Lärmen der vielen kleinen Mädchen zu hören, die der Schnee außer Rand und Band gebracht hatte, der prächtige Schnee, der sich unübersehbar auf das böhmische Land gelegt hatte und über dem ein strahlender Winterhimmel sich in voller Leuchtkraft erhob. In ihr versank der Alltag, als sie nun einige zaghafte Schritte dem Bruder entgegentrat, der dann vor ihr stand,

angerührt von der Bewegung, die sich in dem Gesicht der Schwester ausdrückte. Er streckte ihr seine Hand entgegen. Vielleicht hatte er sich vorgenommen, ein paar leichte Worte zu tun, mit fröhlichem Lächeln zu sagen: Hier bin ich also, welch ein Glück, daß wir uns sehen können. Aber er sagte es nicht, weil ihn selbst die Schönheit dieses Wiedersehens beeindruckte. Nach einer kleinen Pause, in der sie einander nur wortlos angeblickt hatten, umarmte Brigitte ihn, sie küßte ihn und konnte ihre überströmende Liebe nicht länger zurückhalten.

„Mein altes Mädchen", sagte er zärtlich, legte den rechten Arm um ihre Schulter, und so gingen sie, erfüllt von dem schönen Gefühl des vertrauten Beisammenseins, in das Haus. „Schön habt ihr es hier", sagte er und sah sich um. Er wußte, daß seine Schwester Lagermannschaftsführerin in einem Kinderlandverschickungslager war. Er sagte: „So habe ich es mir nicht vorgestellt. Dies ist ja ein Schloß, wahrhaftig, ein wahres Schloß." Und sie, unter Tränen lächelnd, antwortete: „Ja, es ist wirklich ein Schloß, ein Jagdschloß aus dem 17. Jahrhundert."

So sagten sie sich so belanglose Dinge, aber sie wußten, daß sie die richtigen Worte nicht finden würden, nach denen diese Situation eigentlich verlangt hätte. Aber was brauchten sie auch Worte? So traten sie beide in den großen Raum, der von einer Front von Fenstern abgeschlossen war, durch die der Schnee wahre Lichtblitze hindurchschoß.

Die Lagerleiterin erschien, eine ältere Dame, die mit ausgestreckten Händen auf die Geschwister zutrat. Es war die Lehrerin, die an dem Geschick des jungen Soldaten lebhaften Anteil genommen und es eigentlich auch bewirkt hatte, daß der junge Soldat seine Schwester besuchen konnte. Sie plauderte sogleich drauflos, um die Befangenheit von dem Verwundeten abzunehmen, die ihn noch sichtlich zurückhielt. Sie sagte: „Ich werde sogleich den Kaffee holen."

Der Soldat nickte ein wenig verwirrt. Er hatte seine Schwester nicht losgelassen, so daß sie immer noch Schulter an Schulter standen. Von draußen klang der Lärm der kleinen Mädchen herein, die sich mit ihren Skiern auf den Hängen tummelten, daß ein stetes, unablässiges Jauchzen zu hören war. Dann setzten sich die Geschwister. Zum erstenmal haftete Brigittes zitternder Blick auf dem leeren Ärmel an seiner linken Seite. Er bemerkte es und sagte: „Es ist ja nicht so schlimm! Es ist ja der Linke!" Sie weinte sogleich, als hätten ihre Tränen nur darauf gewartet, plötz-

(Fortsetzung Seite 20)



Bild rechts: Aus dem Skizzenbuch einer Lagermannschaftsführerin, die in einem Kinderlandverschickungslager in den böhmischen Bergen den Winter erlebt. Die jungen Mädchen befinden sich gesund und wohl, und der Winter hat für sie eine neue Abwechslung gebracht, den Skiwinter, den sie in West- und Norddeutschland nicht oder nur wenig kennen.

Aufn. Barbara Lüdecke (3) — Zeichn. Thomas



Angabe und SELBSTBEWUSSTSEIN

Wir sind der Meinung, daß die englische Jugend, soweit sie nicht in den Slums, sondern auf der Eton-Schule groß geworden ist, die Welt mit dem Gepäck der Angabe bereist. Wir sind die nachdrücklichsten Verachter und Hasser des übertriebenen Selbstbewußtseins, das aus einem jungen Menschen einen Galan macht, einen Gecken, der mit Reitpeitsche, Spazierstock und Golfschlägern ausgestattet ist, sozusagen auf alle Tische der Welt seine Beine legt, um auf diese Weise am sinnfälligsten das Gefühl seiner Überlegenheit auszudrücken — die ihm in den meisten Fällen nicht zukommt. Das Selbstbewußtsein des deutschen Jungen soll immer eine Aufgabe einbeschließen, die Aufgabe, sich selbst weiter und höher zu bringen.

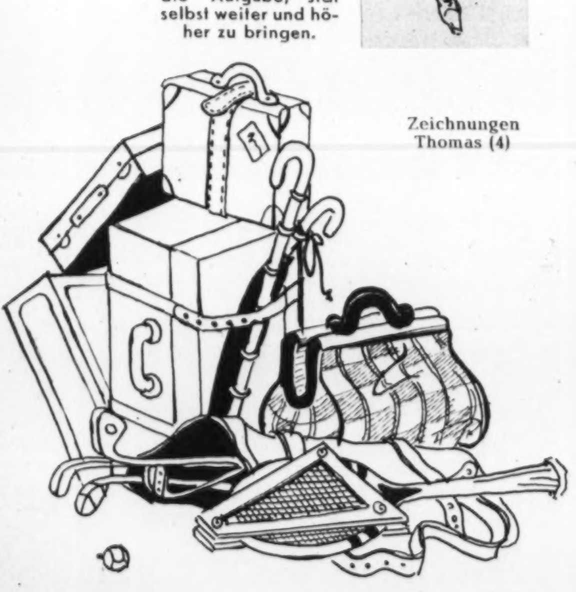


Immer wird auch schon der junge Mensch danach trachten, sich auszudrücken. Es kommt einmal der Zeitpunkt in der Entwicklung eines Jungen, da er sich seiner selbst bewußt wird. Er beginnt sozusagen vor sich selbst Achtung zu bekommen. Er lebt dann nicht mehr wie er muß und wie es sich ergibt, sondern er fängt an, seine eigene Handlungsweise in einem größeren Zusammenhange zu sehen und diese als Ausfluß seiner Persönlichkeit zu betrachten, so wenig geformt sie auch sein mag. Immer gibt es dann Augenblicke, daß einem jungen Menschen beispielsweise seine Kleidung nicht mehr gleichgültig ist, da er anfängt, auf seine eigene Erscheinung Wert zu legen. Die Mütter sehen dann lächelnd, daß ihre wilden Söhne anfangen eitel zu werden. Dies ist ein harmloser Zustand, der sich nach einer gewissen Zeit wieder legt oder ändert, je nach der Entwicklung, die ein junger Mensch nimmt. Aber es steht fest, daß auch der junge Mensch schon den Drang hat, sich als Persönlichkeit zu sehen. Hoffnungen schießen in ihm auf, kühne Überlegungen über seine Möglichkeiten, Träume über sich selbst, Überschätzungen, aber durch diese gärende und etwas wilde Entwicklungsepoche hindurch klärt sich immer mehr das Bestreben, sich selbst zu entdecken.

Wenn wir das Wort „Selbstbewußtsein" für sich betrachten und es in seine Bestandteile trennen, so drückt es nichts anderes aus, als das „Sich-selbst-bewußt-Werden". Die Hitler-Jugend mit ihren zahlreichen Aufgaben und Anforderungen, die sie an den einzelnen stellt, entweder durch die Übertragung eines Führungsamtes oder in der Forderung nach Disziplin, nach Unterordnung, nach Leistungen, die auf den verschiedensten menschlichen wie sachlichen Gebieten gefordert werden, hat diese Entwicklung des „Sich - selbst - bewußt - Werdens" zweifellos gefördert. Früher als sonst ist der junge Mensch in der Lage, sich selbst in seinen Kräften und Talenten zu übersehen. Es mag sein, daß darin auch eine Gefahr liegt. Aber die Gefahr der Überschätzung, der Einbildung, ja schließlich der Blasiertheit ist sowieso als eine natürliche Gefahr in der Entwicklung eines jungen Menschen anzusehen. Es liegt im Wesen der Hitler-Jugend, die Blasierten und Eingebildeten zu verachten und einer solchen Fehlentwicklung von selbst entgegenzutreten. Es kann sein, daß ein Junge, der mit fünfzehn Jahren Gewalt über andere Jungen bekommt, dieses Amt als ein Fundament seiner Überheblichkeit ansehen kann, aber ebenso sicher ist, daß auf die Dauer die Überheblichkeit in den Reihen der Hitler-Jugend niemals Gültigkeit haben kann.

Nichts sagen wird man aber gegen das natürliche Selbstbewußtsein eines jungen Menschen, das sich aus der Bewältigung der zahlreichen Aufgaben herleitet, die ihm schon in frühen Jahren übertragen werden. Selbstbewußtsein ist hier nicht gemeint im Sinne von Überheblichkeit, sondern einfach als ein selbstsicheres Beherrschen der erkannten eigenen Kräfte, über die sich Herr zu fühlen jedem Jungen gestattet sein soll. Das Selbstbewußtsein, wie wir es uns denken, ist kein Gegenpol zu dem Begriff Bescheidenheit, sondern soll diesen Begriff Bescheidenheit mit bedeuten. Der sich selbst bewußte Junge wird um so eher zu einer Ausbildung seiner Kräfte und Talente kommen, an der nicht nur die Hitler-Jugend, sondern auch alle Zweige der Berufe interessiert sind. Der Junge soll stolz sein auf seine Kräfte, aber er soll zugleich bescheiden sein, zurückhaltend, unaufdringlich und höflich. Selbstbewußt ist man nicht, indem man sich als kleiner Herr der Welt betrachtet, sondern indem man sich als eine Persönlichkeit betrachtet, deren Höherentwicklung die schönste Aufgabe eines jungen Menschen ist.

Wir hassen jedoch auf das schärfste das entartete Selbstbewußtsein, das wir mit Angabe bezeichnen. Ein Angeber täuscht etwas vor. Er macht viel Lärm um sein armseliges Nichts, er hält sich für wichtiger als er ist und ist deshalb notgedrungen unbescheiden, aufdringlich und unhöflich.



Zeichnungen Thomas (4)





Brief an den Bruder



Aufnahmen (2) Barbara Lüdecke

„Rieke", sagte die Mutter zu dem kleinen Mädchen, „jetzt mußt du aber endlich an den Weihnachtsbrief für Karl denken."
„Ja, Mutter", sagte Rieke, die gerade sehr eilig war. Aber sie war eigentlich immer sehr eilig. So, als befände sie sich im fortwährenden Laufen, von den Schönheiten des Lebens nur recht viel mitzubekommen. Sie war gerade zehn Jahre alt, munter und lustig, wie die kleinen Mädchen in diesem Alter sind.
„Natürlich", sagte sie, „werde ich an Karl einen Weihnachtsbrief schreiben. Ich werde einen ganz besonders schönen Brief schreiben." Ja, das hatte sie sich vorgenommen. Sie wollte ihrem Bruder Karl, der irgendwo weit, weit im fernen Osten war, einen Weihnachtsbrief schreiben. Wenn sie an diesen Brief dachte, hatte sie einen besonderen Geschmack auf der Zunge. Ein besonders schöner Brief sollte es sein. Sie wollte nicht immer dasselbe schreiben, und sie wußte nicht recht, wofür sich Karl eigentlich interessierte. Es würde eine schwere Sache werden, diesen Brief zu schreiben. Sie wartete nur auf einen Augenblick, der sie ganz in Stimmung finden sollte. Aber in zu feierlicher Stimmung war sie gerade nicht. Sie hatte sich verabredet mit der Lena, die eine Treppe tiefer wohnte. Sie wollten Puppenkleider machen, und auch das war eine Sache, die ihre ganze Kraft verlangen würde.
Immer aber geisterte dieser Brief an den fernen Bruder durch ihren Kopf. Wenn sie abends im Bett lag und mit der zufallenden Tür das Licht erlosch, dachte sie noch eilig: „Ach, eigentlich wollte ich doch heute den Brief an Karl schreiben, aber das mache ich morgen!"
So ging es Tag für Tag. Und das Gewissen Riekes wurde immer schwerer. Aber es war ja auch keine einfache Sache, einen Weihnachtsbrief an Karl zu schreiben. Ja, wenn es ein einfacher, gewöhnlicher Brief gewesen wäre, aber ein Weihnachtsbrief mußte ja etwas ganz Besonderes sein. Schließlich setzte sich Rieke doch eines Abends hin. Sie hatte eine Kerze angesteckt, weil sie meinte, besser in Stimmung zu sein. Aber ehrlich gesagt: Es war eine Quälerei! Sie hatte gar nicht gewußt wie schwierig es sei, einen solchen Brief zu schreiben. Schließlich prangte sogar, weiß der Himmel woher, ein zäher Tintenfleck mitten auf dem Papier. Da legte sie ihn weg und sagte: „Na, werde ich ihn morgen schreiben, den Brief an meinen Bruder Karl. Ja, aber sie hatte so viel zu tun. Es wurde Geburtstag gefeiert, es wurden Besuche gemacht. Sie war auf der Straße. Hundert Gespräche hatte sie am Tage in der Schule, auf der Treppe und zwischen Tür und Angel. Und die Zeit drängte. „Wenn ich doch nur erst den Brief fertig hätte", dachte sie. Denn sie wollte einen Brief schreiben, einen ganz ausgezeichneten, einen herrlichen Brief. Wieder saß sie vor dem Papier. Das Schlimme war nur, daß ihre Gedanken nicht auf diesem Papier blieben. Sie huschten weg! Sie tanzten hierhin und dorthin. Rieke träumte mit offenen Augen. Mit ihrer Aufmerksamkeit war sie überall, doch am wenigsten bei dem Brief. Schließlich fragte sie die Mutter, wie „Tornister" geschrieben würde. Die Mutter sagte: „Was schreibst du denn an Karl? Ich denke, du schreibst einen Weihnachtsbrief?"
Rieke überlegte: Nun ja, in ihrem Brief kam auch das Wort „Tornister" vor. Ob so etwas vielleicht nicht hineingehörte? Ach, es war so schwer, einen solchen Brief zu schreiben. „Morgen", dachte sie, „morgen wird mir etwas Besseres einfallen."
So ging es Woche um Woche. Riekes Brief wurde nicht fertig. Es war fast so schlimm, als müsse sie einen deutschen Aufsatz schreiben. Ob ihr Karl das übelnehmen würde, daß sie mit diesem Brief nicht vorwärts kam? Wenn sie doch nur die Gedanken zusammenhalten könnte, die so ungeheuer lebendig hin und her sprangen. Und eines Abends saß sie wieder vor ihrem Blatt Papier. Sie hatte es immer griffbereit zwischen ihren Schulbüchern liegen, daß sie gleich aufschreiben könnte, wenn ihr etwas besonders Nettes einfalle, denn es sollte ja etwas ganz besonders Nettes sein. Aber siehe, was war da für ein Lärm an der Tür? Die Mutter hatte eine so helle, hohe Stimme, und die andere daneben, das war doch? Die Tür ging auf, und auf der Schwelle stand mit dem Gepäck des Soldaten — Karl, der große Bruder.
„Na, Rieke", sagte er, „was machst du denn da?"
„Ich", sagte sie, völlig verwundert, „ich schreibe einen Brief an dich."
Da lachte Karl: „Das ist ja nun nicht mehr nötig!"
„Nein", sagte Rieke befreit, und stürmte dann lachend auf ihn zu, denn sie liebte ihren Bruder sehr.

Mädchen an der Weichsel

Die Mädchen der siebenten Klasse haben ein Vierteljahr Osteinsatz mitgemacht. Sie kamen aus allen Bezirken des Reiches, wurden in Lager zusammengefaßt und von dort auf die einzelnen Dörfer und Höfe entsandt, wo sie sich an allen Arbeiten des Landes beteiligten. Dieser Einsatz war ein Segen sowohl für das Land wie für die Mädchen, die diese Zeit als eine Erfahrung betrachten können, die sie in Lebensbereichen gemacht haben, die ihnen sonst nicht immer zugänglich sind.

Die Wolken zogen in feierlichem Marsch über die Weichsel hinweg. Der Strom selbst lag zwischen seinen verschilften Ufern ruhig wie ein stehendes Wasser. Die Deiche trugen, gleich



Die Helferinnen fassen überall an, wo es not tut. Eimer werden geschleppt, Pferde und Kühe getränkt, wie überhaupt die Pflege der Tiere den Mädchen ein besonderes Vergnügen ist

einer Reihe von grünen Fahnen, ragende Laubbäume. Die Felder dehnten sich weit bis zum Horizont. Die alten Häuser der Weichselbauern lagen wie dunkle Steine, die man im Wurf verstreut hat, in dieser blühenden, grünen Fläche.

Die Straße nahe der Weichsel war belebt von Menschen und Fahrzeugen. Kutschen rollten den Weg entlang, während die Fußgänger gleich kleinen wandernden Punkten langsamer den Weg entlang strebten. Alle zogen in einer Richtung. Es war der Sonntag, an dem das Dorf der Toten gedachte, die die ersten schrecklichen Septembertage des Jahres 1939 von ihnen forderten. Fast jede Familie hatte einen Toten zu betrauern. Nun waren drei Jahre vergangen, und die Zeit hatte den Schmerz in Trauer verwandelt. Ein Dorf zog über die Straße dem Friedhof zu, wo zwischen Gräbern ein Chor von jungen Mädchen Aufstellung genommen hatte. Sie trugen Dirndl-Kleider und waren ein bunter, heller Fleck in dem düsteren Rund der Dorfbewohner, die mit gezogenen Hüten und schweigend auf die Erde niederschauten, die so viel kostbare Erinnerung geborgen hatte.

Die Stimmen der jungen Mädchen klangen hell über den Friedhof. Sie sangen einige Lieder, und was sie sangen, war eigentlich nicht so wichtig, daß sie sangen, daß ihre Stimmen gleich hellen, rührenden Fanfaren über die dunkle Ansammlung von Gräbern hinwegflogen, war das Entscheidende. Lange hatte das Dorf an der Weichsel unter dem Druck der Erinnerung gestanden. Welche Mutter wollte vergessen, wie ihr Kind zu Tode kam, welcher Mann hätte mit leichter Hand den Anblick aus seinem Gedächtnis wischen können, der ihm in ewiger Schärfe und Unerbittlichkeit seine sterbende Frau zeigte, die von polnischen Halbwüchsigen niedergemacht wurde, wer wollte die erregenden Minuten verbannen, da man sah, wie hier und dort jemand über ein Feld um sein Leben lief, bis ihn die Kugel erreichte, wer wollte den plötzlichen Schrei nicht mehr hören, der hier und da aus einem Hause herausklang, weil das Schicksal ein Leben unter den Knüppeln polnischer Mörder vergehen ließ?

Auch in der Küche finden sie sich am rechten Platz. Erfahrungen brauchen sie weniger als ihre innere Bereitwilligkeit, überall mitanzufassen

Als das Dorf von den deutschen Truppen erreicht wurde, war es ein gelichtetes Dorf, beinahe ein Dorf ohne Menschen, ein Dorf, über dessen Dächern der Schmerz gleich einer ewigen, dunklen Wolke lag.

Wohl gingen die Tage weiter, wohl zog die Weichsel zwischen ihren Schilfmauern dahin. Aber das Dorf lag wie eine öde, traurige Insel inmitten des uralten Landes.

Nun, drei Jahre später, mochte im Gesang der Mädchen der Friede wieder über das Dorf gekommen sein. Die Männer in ihren dunklen Anzügen, die Frauen in ihren schwarzen Kopftüchern, traten auf die Mädchen zu. Sie sagten, daß es sehr schön gewesen sei. Sie wandten sich und zogen den Weg zurück, ihrem Dorf und ihrer Arbeit zu. Die Mädchen aber marschierten unter den blühenden Bäumen in geschlossenem Zuge zurück, eine wahre Kolonne der Lebensfreude. Die Sonne lag warm über der Weichsel, und die Mädchen zogen sich jenseits des Deiches aus und liefen das sandige Ufer hinunter, um sich kopfüber in den Strom zu stürzen.





DerMittagstisch der bäuerlichen Familie sieht die Mädchen des freiwilligen Ostdienstes in vollster Tätigkeit. Hier im Kreise der Familie kann sie sich in ihrem Temperament, ihrer Fröhlichkeit und ihrer Mitteilsamkeit am besten entfalten

Zeichnungen (4)
Hildegard Rodelius

Dieser Sonntag war ihr Feiertag, denn sie waren Gäste dieses Dorfes, freiwillige Helferinnen aus allen Gebieten des Reiches in den Osten gezogen, um auf dem Lande mitzuhelfen.

Sie liebten ihr Dorf, wenn es auch an seinem dunklen Schicksal schweigend trug. Auf ihnen lag der Schatten des Unheils nicht. Ihr Leben stand im Zeichen des Frühlings, ihre Schaffenslust war jung, ihre Sprache ungekünstelt, ihre Worte herzlich. Nicht glichen sie Mägden, die man widerwillig zur Arbeit hätte verpflichten müssen, sie waren Schülerinnen der Oberklasse, sie hatten vor Wochen noch Algebra gelernt und Kunstgeschichte. Sie hatten die Bücher beiseitegelegt und waren für drei Monate in das Land an der Weichsel gezogen. Ihr Einsatz war kein mutwilliges Experiment, kein schadenfrohes Exempel, zu sehen, wie ihre Mädchenhände Bauernarbeit vertrügen, sondern mit offenem Blick und mit fröhlichem Herzen sahen sie in ihrer Aufgabe, einem Dorf wie diesem zu helfen, kein Abenteuer, sondern eine Gelegenheit, zu arbeiten, zu leben, und sich zu geben, wie sie waren.

Zu sagen, daß das Dorf an diesem Mädchentrupp ins Leben zurückgefunden hätte, wäre unsinnig. Denn wer den Tod so nahe gesehen hat, und wen das Schicksal so mit Prüfungen belegte, weiß, was das Leben bedeutet, und wird es um so dankbarer empfinden. Aber ein frischer Wind fuhr in den trägen, lastenden Schmerz, das kann man sagen. Eine neue Art, das Leben zu sehen, eine neue Fröhlichkeit scholl über die Felder, singend zog die neue Zeit in jedes Haus.

Die Mädchen aus Düsseldorf oder Köln oder Essen, sie waren ja Mitgenossinnen der Familien geworden. Mißtrauisch betrachtet zunächst, hatten sie sich durchzusetzen, bis sie ihren Platz einnahmen. Sie kochten das Essen, sie wuschen. Sie fütterten und pflegten die Kinder. Sie nähten wohl gar Kleider. Sie tränkten die Pferde und streuten den Hühnern das Futter. Sie halfen gar auf den Feldern mit. Was wollte man diese Tätigkeiten addieren? So wichtig die Hilfe für das menschenleere Dorf war, wichtig war etwas anderes: Daß ein neues Gesicht am Tische saß, ein Stück einer anderen Welt. Wer sich in seinen eigenen vier Wänden mit seinem Schmerz begraben hatte, sah nun durch das Herz eines Mädchens hindurch in einen anderen Teil seiner Heimat, in eine andere Welt, hörte von neuen Ansichten. Ein Tor bedeutete jedes der Mädchen, ein aufgestoßenes Tor, durch das die Menschen an der Weichsel hindurchsahen und einen größeren Zusammenhang der Dinge gewahrten, ihres Schmerzes mit dem Schmerze aller, ihrer Not mit der Not aller, und ihrer Freude mit der Freude aller.

Nun scholl das Lachen der Mädchen über den Strom. Sie tauchten mit wasserübersprühten Gesichtern aus den Wellenringen auf, denn vom jenseitigen Ufer schickte sich eine Herde von hundert Kühen an, den Strom zu durchqueren. Welch ein Anblick! Die trottenden Kühe, bis an den Bauch vom Wasser benetzt, schließlich nur mit breitmäuligen Köpfen aus dem Wasser sehend und hinübertrabend.

Da entflohen sie dem Wasser, empört über die Gleichmütigkeit, mit der sich die Kühe den Badeplatz der Mädchen zu eigen machten.

Immer noch schien die Sonne vom Himmel, als sie mit nassen Haaren, aber singend in ihr Heim zurückzogen, das einem Miniaturbauernhof glich, und das die Dorfgemeinschaft sich selbst als Versammlungs- und Feierhaus gebaut hatte.

Einige der Mädchen standen in der Küche am Ofen und kochten. Wieder andere hatten die lange Tafel gedeckt. Aus den Fenstern riefen sie den ankommenden Mädchen entgegen, was es an Neuigkeiten gab. Wo gibt es eine idealere Gemeinschaft als zwischen Mädchen?

Der Abend galt der Unterhaltung. Alle steuerten etwas hinzu. Und der Witz, der Einfallsreichtum und die gute Laune, schließlich gar die Musikalität, war nicht zu überbieten.

Und vor den Fenstern verglomm der Tag. Die große Stille breitete sich aus. Sie kannten alle Häuser, sie kannten die Menschen, die sich dort zur Ruhe begaben. Sie kannten die Hunde auf den Straßen und gar die Störche, die auf den Wagenrädern über dem Hause nisteten. Die Mädchen hatten sich dieses Dorf an der Weichsel zu einer Heimat gemacht. Aber ich glaube, überall wo sie sich befunden hätten, wäre Heimat gewesen.

Und das mag als ein schönes Ergebnis der Einrichtung der Mädelarbeit angesehen werden, daß für jeden der Beteiligten die Heimat größer geworden ist.



Auch auf dem Felde helfen die Mädchen, die zum Teil der bäuerlichen Arbeit bis dahin völlig fremd gegenüberstanden. Aber sie haben sich in alles geschickt. Es fällt ihnen nicht schwer, weil sie den festen Willen mitbrachten, an allen Plätzen, wo es not tut, mitzuhelfen



Die ANDACHT eines VOLKES

Daran, wie ein Volk seine Toten ehrt, erkennt man den sittlichen Kern seiner Weltanschauung. Die Toten eines Volkes, besonders wenn sie ihr Leben im Kriege dahingeben, vergehen nicht, um vergessen zu werden, sondern sie werden, wie der junge Dichter Friedrich Wilhelm Hymmen es einmal ausdrückte, in den Sockel eingemauert, der das Volk trägt.
Die Japaner bringen ihren Gefallenen eine fast religiöse Verehrung entgegen. Am schönsten drückt sich dies in der Sitte aus, die Asche der Gefallenen in einem weißen Kästchen mit nach Hause zu bringen, das der Urlauber auf der Brust trägt. Wo ein Japaner ein solches weißes Kästchen erblickt, macht man seinem Träger ehrerbietig Platz. Die Menschen stehen von ihren Plätzen auf, und die Männer entblößen ihr Haupt.



Bild links unten: Es gibt kein Kind in Japan, das die Geschichte der 47 Ronins nicht kennt. Sie kennen sogar alle mit Namen. Eine Mutter, die mit ihrem Kind eine Gräberstätte besucht.

Eine Mittelschule bei ihrer tiefen Verbeugung

Bevor die Besucher der Gräber der 47 Ronins auf den Friedhof gehen, erweisen sie der Gottheit des Sengaku-Tempels durch ihre tiefe Verbeugung ihre Verehrung. Danach verbeugen sie sich noch in Richtung des Kaiserpalastes und zu den Gräbern.





Die Kette der Menschen hört nicht auf...

Unübersehbar, unzählbar ist die Menge der Besucher des Begräbnisplatzes der 47 Ronins. In endlosen Reihen gehen sie von einem Grab zum anderen, um vor jedem Gedenkstein ihre Räucherstäbchen abzulegen. Von dem Rauch der glimmenden Stäbchen ist der Friedhof wie in Wolken gehüllt.

So wie der deutschen Jugend etwa das Nibelungenlied auf ewig im Gedächtnis bleibt, so ist die japanische Jugend erfüllt von der großen, heldenhaften Mythe der siebenundvierzig Ronins. Die siebenundvierzig Ronins sind das Beispiel der Vasallen- und Gefolgschaftstreue, die im Dienst für den Herrn das Höchste sieht. Die Ronins stellten die Ehre ihres Herrn über die eigene und gaben schließlich ihr Leben hin.

Und wie die siebenundvierzig Ronins ihrem Herrn die ewige Treue hielten, so mag ein Japaner seinem Kaiser und seinem Volk gegenüber ewige Treue empfinden.

Die Gräber der Ronins sind ein Wallfahrtsort der Japaner, und daß sie diese Gedächtnisstätte so hoch in Ehren halten, spricht für sie selbst, für die Größe ihrer Empfindung, für die Tiefe ihrer Andacht und für die Ausschließlichkeit, mit der sie die Sache ihres Vaterlandes als der wichtigsten Sache ihres Lebens gegenüberstehen.

Stilles Gebet einer jungen Japanerin.

Vor dem Grabstein des von ihr besonders verehrten Ronin hat sie alle ihre Räucherstäbchen niedergelegt und verharrt im Gebet zum Angedenken an die tapferen Samurais

Aufnahmen (6) Werner Cohnitz

Andächtig verweilen die Besucher der Gräber der 47 Ronins vor den einzelnen Gräbern und rufen in ihrer Erinnerung die einzelnen heldenmütigen Taten der Samurais wieder in ihrem Gedächtnis wach.

Leutnant Reverchon fährt 170 km durch die Sowjets

Fernspähtrupp quer durch die Sowjets — Beinahe mit Budjenny zusammengetroffen — Als ihn die Kommissare grüßten — Ein Sohn aus dem Saarland

PK. Er ist noch jung, der Ritterkreuzträger Hein Reverchon, so jung, wie man immer gern noch einmal sein möchte. Und diese Jugend ist es, die sich an allen, die um ihn sind, entzündet. Er ist unbekümmert und nimmt das Leben, wie es sich ihm gibt. Aber er kennt seinen Weg und weiß sein Ziel. Er weiß seine Kraft dort einzusetzen, wo es der Befehl verlangt und es der Umstand erfordert. Er kennt seine Pflicht — und hat stets viel mehr als das getan! Er ist der Typ des jungen Offiziers, den eine neue deutsche Wehrmacht erzogen. Er ist der Draufgänger, der überlegt dort anpackt, wo der Kampf eine Entscheidung fordert. Kühnheit, Tapferkeit und das freudig bejahende Soldatsein — diese drei sind es, die das soldatisch bestimmte Leben des jungen Ritterkreuzträgers in ihre Bahnen zu lenken wissen.

Am 11. April 1921 in Pilzen an der Saar bei Trier als Sohn eines Gutsbesitzers geboren, ist ihm eine glückliche Jugend beschieden. Und das Land teilt sich ihm mit. Die nahe Grenze läßt die Probleme und Erkenntnisse deutlicher werden als bei denen, die in der Mitte des Reiches geboren. Das Land im Westen hat ihn mit erzogen — und es lebt noch heute, da er nun in München wohnt, deutlich spürbar in ihm.

Auf der Odenwaldschule an der Bergstraße besteht er 1939 sein Abitur und meldet sich gleich darauf als Fahnenjunker beim Kavallerieregiment 6 in Darmstadt. Inzwischen studiert er in Genf Sprachen und Literatur. Als der Krieg zu den Waffen ruft, ist er einer der ersten, die in die Heimat zurückkehren. Wieder meldet er sich freiwillig in Darmstadt. „Es wollte nicht so recht klappen", meint Leutnant Reverchon lachend. „Mir ging alles zu langsam. Da meldete ich mich kurzerhand beim Kommandeur. Und als ich längst Soldat war, erreichte mich mein Gestellungsbefehl."

In Polen, bei der Besatzungstruppe, tritt er in die ersten militärischen Fußtapfen. In Frankreich wird er Gefreiter und Weihnachten 1940 wird er zum Unteroffizier befördert. Nach einem Offiziersanwärterlehrgang wird er im April 1941 an einem Tage zum Feldwebel und zum Leutnant befördert. Nach Wochen bei einer Panzeraufklärungsabteilung in Rumänien ist er dabei, als der Krieg im Osten zum Kampfe Europas wird. Schon in den ersten Tagen wird Leutnant Reverchon verwundet. Als Spähtruppführer wieder bei der kämpfenden Truppe, erhält er im August erneut eine schwere Verwundung. Bis zum November als Ordonnanzoffizier eingesetzt, kommt er endlich wieder zur Panzer-Aufklärungsabteilung zurück.

„Und nun ging es los", meint Leutnant Reverchon. Als er einmal mit seinem Kübelwagen erkundend durch den Abend schaukelt, landet er inmitten eines Sowjetbataillons. Er steigt aus und geht im Dämmer auf einen hohen Kommissar zu in der Meinung, einen deutschen Kommandeur vor sich zu haben. Die Überraschung ist auf beiden Seiten so groß, daß sich beide wieder, im unklaren über die umgebende Lage, vorsichtig voneinander trennen.

Am Kuban war es, als Leutnant Reverchon den Kampfgruppen wieder vorauseilte. Über hundert Kilometer fuhr er vor den Spitzen der Division. Sowjetflieger kurvten tief herunter und winkten ihm zu. „Die Deutschen sind ja noch so weit entfernt, mochten die da oben denken", freut sich der junge Leutnant über das gelungene Unternehmen.

Fernaufklärung, das waren Aufgaben, die Leutnant Reverchon in vorbildlicher Weise zu lösen verstand. Weit eilte er der Division voraus und brachte Erkundungsergebnisse zurück, die für den weiteren Vormarsch und für die taktischen Entschlüsse von größter Bedeutung waren. Vor Maikop fuhr Leutnant Reverchon hundertsiebzig Kilometer quer durch die Bolschewisten, ein kühner Spähtrupp, von dem die Soldaten der Division noch heute erzählen.

Die Belaja, die bei Maikop, am Fuße des Kaukasus tieffurchend ihr Flußbett schneidet, ist das Ziel. Auch Flußläufe sind vorher zu überwinden. Keiner kennt die Furten. Und die Dörfer sind vom Feinde besetzt.

Langsam rollen die Panzerspähwagen.

Zeichnungen (3) J. Nordmann



Die deutschen Panzerspähwagen preschen durch das Wasser auf das andere Ufer, und die Bolschewisten staunen über die vermeintlichen Dummköpfe, die nicht warten können, bis sie die Straße frei gemacht haben. Sie haben keine Ahnung, daß es Deutsche waren.



Ein Entschluß von Sekunden. Sie rasen los! Rammen, was ihnen im Wege steht. Die Bolschewisten schreien Zeter und Mordio.

Und dann stehen sie, zehn Kilometer nordwestlich der Laba, auf Höhe 194. Der Ausblick bietet ein seltenes Bild: Staubwolken hängen klumpig über den Straßen. Endlose Kolonnen jagen nach Süden. Die große Flucht der Bolschewisten in das rettende Gebirge hat begonnen. Jetzt möchte Leutnant Reverchon dazwischenhalten. Es kribbelt und juckt in allen Fingern. Aber er darf nicht. Denn der Auftrag lautet: Erkunden, viel sehen, ohne gesehen zu werden!

Vorsichtig, wie waidgerechte Jäger, pirschen sie sich zwischen die nächste Häuserzeile. Es ist noch früh. Die Bolschewisten schlafen. Müde Posten und sture Troßknechte. Und mit Tempo staubend über die Dorfstraße. Da ist auch schon die erste Brücke. Zwei besetzte Lastwagen stehen da. Eine Sicherung? Wer weiß das jetzt. Es gibt kein Zurück mehr. Und so fahren sie. Hoffentlich gibt es eine Furt, sonst... Ach was, sonst. Durch! Vor der Brücke schwenken sie ab, schäumen durch das Wasser — und weiter. Die Bolschewisten staunen über die Dussels, die neben einer Brücke durchs Wasser waten. Sollen sie!

Der Kolonnenverkehr auf den Straßen geht munter weiter. Die Ebene dampft. Nebel und Staub. Wieder durch noch schlafende Dörfer, der zweite Bach. Und dann die Höhe 206 hinauf. Greifbar nah liegen die nächsten zu erkundenden Abschnitte. Wieder Kolonnen, wieder Staub. Das ist die zweite Rückzugstraße der Bolschewisten. Funksprüche gehen an die Division. Die Flieger können kommen.

Dann gibt es kein Versteckspiel mehr. Jetzt gibt es nur noch eins: Luken dicht und durch! Wieder ist ein Bachübergang gefunden. Wieder meldet der Funk. Es wird waldig. Ein bolschewistischer Reiterspähtrupp trabt durchs Gelände.

Bald legt die Bahnlinie Armavir—Maikop ihre Schwellenleiter aus. Auf der parallel laufenden Straße jagen die flüchtenden Bolschewisten. Und Frechheit siegt. Die Panzerspäher rollen den Staubwolken ganz einfach entgegen. Da, die Brücke ist verbrannt. Aber eine Furt gibt es. Das Wasser schäumt auf. Es geht gut.

Die Hitze wird fast unerträglich. In der Sauna kann es nicht schlimmer sein. Zwei Lastkraftwagen, hochbeladen mit Sprit, werden ohne Schuß erledigt. Gespenster am Tage, meinen die Bolschewisten. Auf der nächsten Höhe kochen die Motoren. Sie müssen verschnaufen. Durst und Hunger, aber jede Anstrengung ist vergessen, da sie nun als erste Soldaten des deutschen Heeres den Kaukasus sehen, das ersehnte Ziel im Süden. Und von einer Hochfläche, die in eine breite Senke abfällt, erkennt man, dicht an bewaldete Höhen gelehnt, Maikop. Solche Augenblicke gibt es nur selten im Leben.

In der Senke aber herrscht Hochbetrieb. Ein Aufmarsch, eine verwirrte Flucht, die schwer ihresgleichen findet. Infanterie, Reiter und Fahrzeuge aller Muster. Und dicht vor der Stadt ein Flugplatz. Vierzig Flugzeuge stehen dort wie zur Parade aufgebaut. Fahnen wehen.

Budjenny entfernte sich, wie später zu hören war. Auf ihrem Feldherrnhügel stehen die „Tanki Nemetzky", staunen und wundern sich. Ein Schuß würde genügen, um alles dort drüben mobil zu machen.

Der Hügel ist wirklich ideal. Wie eine Karte plant sich das Land, wieder gehen Funksprüche zurück. Noch ist das Ziel nicht erreicht. Südsüdwest ist jetzt die Richtung. Noch ein Bach. Dann wird die Bahnlinie Tuapse—Maikop überquert. Noch laufen völlig ahnungslos die Streckenwärter ihre Tour.

Dann stehen sie gut getarnt vor Maikop. Unweit die Sicherungen der Bolschewisten. Es kann ungemütlich werden. Bauern geben Auskunft. Eine Brücke befindet sich im Westteil der Stadt. Mehr wollten sie nicht wissen. Wenn man doch bloß schießen könnte, denkt immer wieder der junge Leutnant. Ständig gibt der Funker die Lage durch. Dann kommt ein Spruch: Einrücken!



Leutnant Reverchon fragt einen Kommissar nach dem Weg. Und der sagt hilfsbereit Bescheid. Auch er hatte keine Ahnung, daß vor ihm ein deutscher Panzeroffizier stand.

Zurück geht der Weg, wieder durch viele Kolonnen. Dann liegt da im Dämmer des Tages eine Brücke. Da müssen sie hinüber. Kommissare stehen da und versuchen vergeblich Ordnung in das fluchtartige Chaos zu bringen. Die Furt wird glücklich überwunden. Auf dem schmalen Damm aber, der sie noch von der Straße trennt, bockt der Funkwagen, schwenkt und neigt sich mit Schlagseite. Da blei-

ben auch die Herzen stehen. Denn nur hundert Meter enfernt sieht man Kommissare. Gott sei Dank sind die vollauf beschäftigt. Ein Entschluß von Sekunden. Ein Seil wird gespannt, der Waffenwagen zieht an — die Räder fassen wieder. Dann rasen sie los, rammen, was ihnen im Weg steht. Die Bolschewisten schreien Zeter und Mordio. Die große Rückzugsstraße liegt hinter ihnen. Dann kommt kühl und dunkelnd der Wald. Da stehen Troßfahrzeuge. Aber es gibt kein Zurück mehr. Es muß gut gehen! So schleusen sie sich durch den schmalen, gewundenen Weg. Hier gibt es kein Wenden. Der Spähtrupp muß durch. Mitten im Dickicht wird es ungemütlich. Ein ganzer Haufen Reiter trappelt dort. Dann Armisten mit Gewehren und Kommissare mit gezogenen Pistolen. Leutnant Reverchon winkt aus seinem Turm, innerlich nicht ganz so gefestigt, wie das nach außen hin den Anschein hat. Und die Kommissare weisen ihn hilfsbereit durch den Engpaß.

Der Wald hat kein Ende. Der Weg dehnt sich wie ein Gummiband. An drei Paks geht es vorüber. Dann Infanteriegeschütze und Granatwerfer. Zähne zusammen, Ohren steif, Augen auf, eine Portion Mut — und weiter durch den Höllenrachen.

Am Ende des Wäldchens steht der Troß. Die Spähtruppler haben nun schon Übung. Ranfahren, winken und rufen: Carosch, Pan! Dann weiter. Und als sie froh sind, aus der heiklen Lage befreit zu sein, beginnt das Spießrutenlaufen von neuem. Eine 7,62 steht da, so eine richtige Panzerdurchbohrungsmaschine ist in Stellung gegangen, zur Sicherung! Drauf zu und gewinkt. Die Bolschewisten winken zurück. Ja, die ganze Batterie jubelt. Gott sei Dank, der Staub hüllt alles ein. Man müßte die Bolschewisten fragen, was sie sich dabei gedacht haben. Doch die sind längst über alle Berge. Vielleicht glaubten sie, zwei Proben der so oft angekündigten imaginären amerikanischen Lieferungen vor sich zu sehen. Vielleicht.

Dann pendeln Leuchtkugeln durch die Nacht und tropfen glühend vom Himmel. Das ist die Spitze der Vorausabteilung. Also doch zu Hause! Frechheit, Glück, Kühnheit, Tapferkeit — und eine gehörige Portion Mut, das alles nahmen die Spähtruppler mit sich, als sie hundertsiebzig Kilometer quer durch die Bolschewisten fuhren. „War schon ein rechtes Himmelfahrtskommando", meint der junge Ritterkreuzträger, Leutnant Reverchon. Und damit hatte er nicht zu viel gesagt...

Kriegsberichter Siegfried M. Pistorius

Anmut auf dem Dorfe

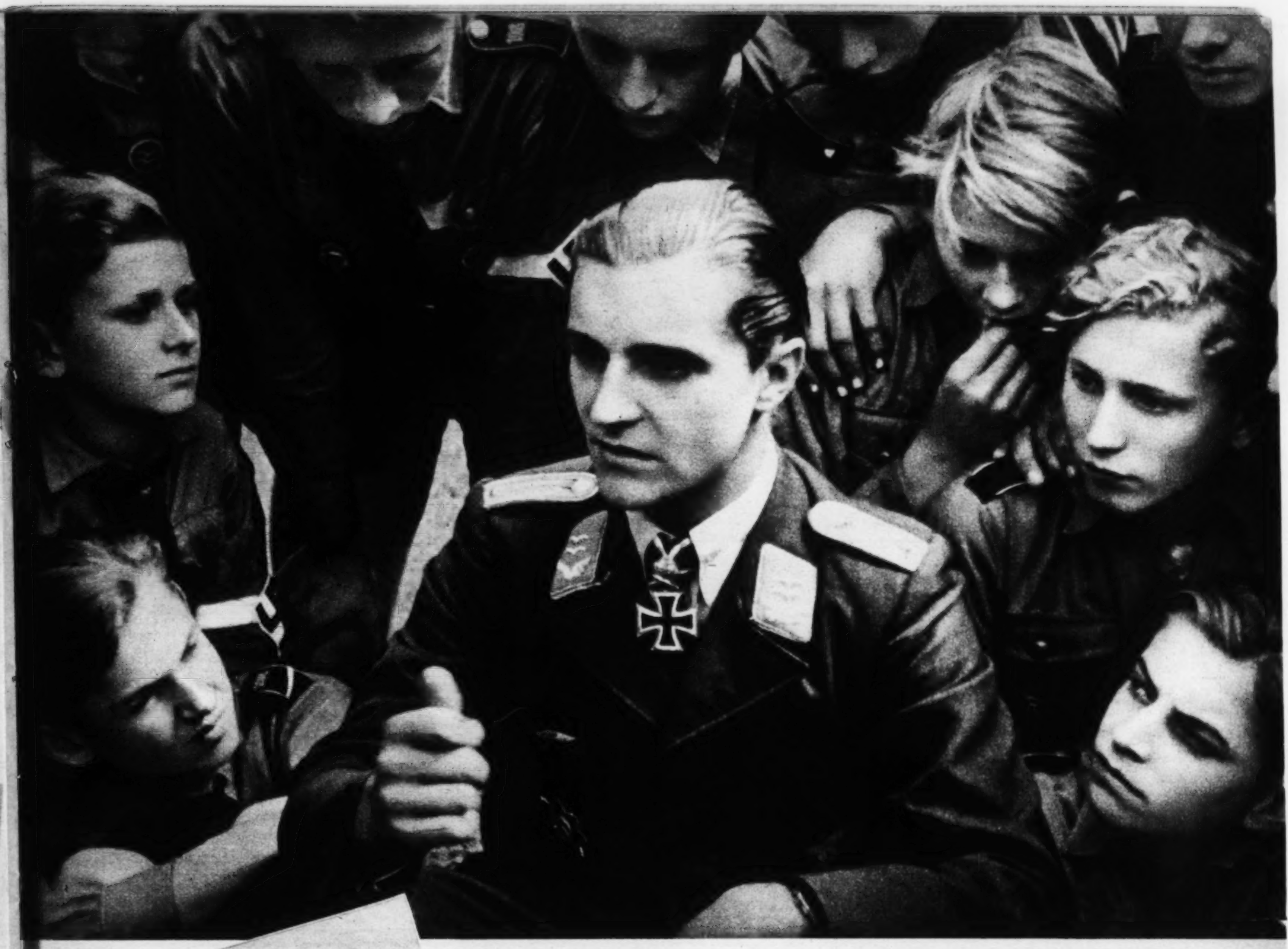
Wer wollte behaupten, daß die Anmut, die Geschmeidigkeit oder schließlich gar die Schönheit eine Sache sei, die sich auf die Stadt beschränkt, und auf dem Dorfe nur die plumpe Arbeit ihren ausschließlichen Bezirk hätte. Es gibt eine Anmut auf dem Dorf, wie unsere Bilder zeigen. Wenn der Winter den Dorfteich und die Bäche und Flüsse der Umgebung zufrieren läßt, dann holen die kleinen Mädchen ihre Schlittschuhe hervor und schliddern. Nicht daß sie zentimetergenaue Kreise auf das Eis zeichnen, wie es die Lehrfibel der hohen Schlittschuhkunst von ihren Anfängern erfordert, sondern sie laufen eben wie die Lust und der Wind sie treibt. Aber was sie auch machen, mit ihren roten Backen, mit ihrer Lebendigkeit, mit ihrer Laune gleichen sie kleinen Anmutselfen. Die Zöpfe fliegen, das karierte Röckchen kreist, die bunten Kopftücher wirbeln, hierhin und dorthin daß sie zuweilen wie merkwürdige buntköpfige Pilze dastehen. Sie gleichen kleinen, hitzetreibenden Öfen, so glühen sie vor Tatendrang und Lebenslust.

Und dies scheint das Geheimnis des Begriffes Anmut zu sein, daß er sich nicht durch eine Reihe von Äußerlichkeiten summieren läßt, sondern daß er etwas zu tun hat mit dem echten, natürlichen Gefühl für Bewegung, für Geschmeidigkeit und für Fröhlichkeit.



Und fröhlich sind die kleinen Schlittschuhläuferinnen, und sie sollen es sein, solange sie können.

Aufnahmen: Schirner (2) „Junges Europa"



Jagdflieger möchte ich sein

Was habe ich nicht alles gehört und gelesen. Oberst Mölders schoß eine französische Curtis im Sturzflug ab, senkrecht zur Erde stürzend, doch den Feind im Visier und die tödlichen Garben sozusagen vor sich hersprühend. Oberleutnant Marseille, ein Flugkünstler wie kein zweiter, schoß hundert Meter über dem Erdboden im Rückenflug eine englische Maschine ab, in einem Augenblick, da der gegnerische Pilot niemals daran denken konnte. Franz von Werra, den man den „Roten Teufel" nannte, schloß sich einem englischen Verband an, der sich anschickte, das Fahrgestell auszuschwenken und auf den heimatlichen Flugplatz aufzusetzen. Er tat dies ebenfalls und schoß über dem englischen Flugplatz, im Rachen des Löwen könnte man sagen, drei Flugzeuge ab und zerfetzte in wilden Schwüngen über den Flugplatz hin- und herrasend, fünf andere Maschinen, daß sie gleich lodernden Fackeln verbrannten. Ich kenne den Hauptmann Philipp, Oberleutnant Baer und wie sie alle heißen, und ich habe mir was sie taten so ins Gedächtnis geschrieben, daß ich endlos davon erzählen könnte. Das sind meine Helden. Ich möchte sein wie sie. Ich träume davon, auch einmal ein Flugzeug so beherrschen zu können, daß es mir wie angewachsen scheint, daß ich kein Mensch mehr bin, sondern wahrhaft ein Flieger, ein Vogel, besser ein Raubvogel, der, wo er auftaucht, seine Beute erjagt.

Ich weiß wohl, daß alles nicht so einfach ist, ich weiß, daß Mölders von einer Kommission zurückgeschickt und des Fliegens für untauglich befunden wurde, weil er die Sturzflüge nicht ertragen konnte. Ich weiß, daß ein Luftkampf von einem Jagdflieger alles verlangt, daß es jedesmal ein Kampf auf Leben und Tod ist, ein ungeheures „Entweder-Oder", er oder ich, und daß man, um hundert Abschüsse zu erreichen, nicht diese oder jene Zeit verstreichen lassen muß, weil sich die Abschüsse beinahe von selbst zusammenzählen, sondern ich weiß, daß man seine Nerven, seine Kraft und seine Geistesgegenwart gebrauchen muß. Ich habe davon gelesen, daß Marseille, als er aus der Maschine stieg nach einem Kampfe, in dem er in fünfzehn Minuten sechs Engländer abschoß, bleich wie ein Gespenst mit abwesendem Blick und so völlig erschöpft war, daß die Kameraden, die ihn jubelnd auf den Schultern davontragen wollten, zurückwichen, bezwungen und beeindruckt vor der Erschöpfung, die so sichtbar auf dem Gesicht des erfolgreichen Jagdfliegers zu lesen war. Ich weiß, daß man nicht nur siegen, sondern auch selbst abgeschossen werden kann, und daß dies nichts Schändliches bedeutet, denn auch in Luftkämpfen entscheidet oftmals das Glück, der Zufall und das Befinden der Maschine.

Marseille wurde fünfmal abgeschossen, Mölders geriet, nachdem man ihn abgeschossen hatte, in französische Gefangenschaft und viele unserer Besten starben nach einer glänzenden Reihe von Siegen den Fliegertod.

Ich möchte Jagdflieger sein, mit den Händen und Füßen eine Maschine zu beherrschen, die eine Meisterleistung der Technik ist, weil ich auf mich selbst angewiesen bin oder es mich danach verlangt, mich selbst im Kampfe zu erproben, in dem Kampf einer gegen einen.

Ferien-Kinder?



Auf dem Lande ist es schön, und diejenigen sind glücklich zu preisen, die Verwandte auf dem Lande haben, die für die Ferienwochen Jahr um Jahr Besuch empfangen können. Die Bücher und die Schulmappe werden weit in einen Winkel versteckt und der Großstadt Lebewohl gesagt.
Sommer um Sommer zogen so die Ferienkinder auf das Land, und in ihren Köpfen sprühte es von der Freundschaft mit den Tieren, vom Reiten auf den Pferden, vom Treiben der Kühe und von den Fahrten auf den hochbepackten Kornwagen. Das Land erschien diesen Ferienkindern wie ein Paradies. Über Felder und Wiesen konnte man laufen, in Dorfteichen und in Bächen und Flüssen waten, man konnte in Wäldern Pilze sammeln, und viele Winkel und Verstecke gab es in der Scheune, und Tag für Tag wurde einem die sahnenbedeckte Milch vorgesetzt und das duftende Brot, das selbstgebacken aus dem Ofen kam.
Tag um Tag verging. Die Sonne schien. Das Getreide wurde in Garben aufgestellt. Das Mittagbrot hinausgefahren und im Schatten eines uralten Baumes verzehrt. Der dunkle Abend in der behaglichen Bauernstube bot nichts als Gemütlichkeit, und die Ferienkinder waren glücklich.
In diesen Kriegsjahren jedoch sind die Gewohnheiten von höheren Notwendigkeiten verdrängt worden. Und in diesem Sommer zeigte es sich, daß die Jugend anders als mit Feriengepäck aufs Land gefahren ist, daß sie nicht hinzog um zu genießen, sondern um zu arbeiten. Der Anteil der Jugend an der Landarbeit mag vor den Augen der Fachleute bescheiden sein, und ein vierzehnjähriger Schüler, der niemals eine Sense in der Hand gehabt hat oder mit der Hacke oder schließlich gar mit dem Pflug umgegangen ist, wird nicht einen ausgewachsenen Landarbeiter ersetzen, der seinerseits die Sense, die Hacke und den Pflug mit dem Gewehr vertauscht hat.
Zeigen wollen wir nur, daß die Jugend die Arbeit auf dem Land angefangen hat. Sie wird Jahr um Jahr, solange es notwendig ist, sich in immer erhöhterem Maße der Arbeit zur Verfügung stellen. Diese Arbeit entspricht ihr am meisten, weil sie die stete Bewegung in der frischen Luft verlangt, weil sie den natürlichen Betätigungsdrang der Jungen und Mädchen auffordert, nicht wie einst sorgenlos das bäuerliche Land als einen Ferienspielplatz zu betrachten, sondern mitzuarbeiten, einen wichtigen Beitrag zu leisten, der als Aktivposten in dem großen Haushaltsplan verzeichnet steht, den einzuhalten und zu erfüllen jeder heute verpflichtet ist.
Trotzdem hat das Land von seinem Segen nichts verloren. Nach wie vor werden die Glieder der Jungen und Mädchen fest, ihre Gesichter gebräunt, ihre Muskeln straff, ihr Blick hell und offen.
Es kommt nur alles darauf an, daß man willig und mit Fröhlichkeit tut, was zu tun gefordert werden muß.
Die Parole für die Jugend wird, solange der Krieg währt, immer lauten: Die Arbeit der Jugend gehört dem Lande. Das Land ist der Kriegsschauplatz der Jugend, auf dem sie nicht in bloßer Ferienlaune und als Abenteuer oder Vergnügungslust die Schlachten schlägt, die dem Volke Nutzen bringen.

Aufnahmen: Haase-Paschke, Archiv, Walter Risch (2), Barbara Lüdecke



Wann ist ein Mädchen „Schön"?

Die Amerikaner haben für alles und jedes eine Erklärung. Sie sind sozusagen gegen das Ungeklärte. So wissen sie auch, was alles notwendig ist, um den Begriff Schönheit zu umreißen. Sie haben Schönheitsköniginnen gewählt in allen Städten, in allen Staaten und schließlich eine „Miß Amerika" proklamiert, deren Körpermaße auf den Bruchteil eines Zentimeters der Vorstellung genügt, die sie nun mal von der Schönheit einer Frau besitzen.

Wir können uns eines Schauders nicht erwehren, wenn wir die photographischen Dokumente einer Unkultur betrachten, zu der diese Prämiierungsveranstaltung zwangsläufig werden müßte.

Wir sind der Meinung, daß Schönheit keine Angelegenheit des Zentimetermaßes ist. Schönheit ist in unserer Vorstellung der harmonische Zusammenklang von Körper, Geist und Seele. Schönheit bekommt immer den Sinn „Vollendung". Wesen, Art und Charakter eines Mädchens müssen vollendet sein, um es schön zu finden. Ein schöner Mensch ist ein tätiger Mensch, ein aufgeschlossener, aufgeweckter Mensch, so daß sich in seinen Tätigkeiten, in seinen Lebensäußerungen derselbe Geist der Schönheit offenbaren muß.

Ein Mädchen, das Schi läuft, Stunde um Stunde um den Sieg gelaufen ist und schließlich mit schweißverklebtem Gesicht, aber strahlend im Gefühl der vollbrachten Leistung durch das Ziel läuft, kann das Gefühl im Herzen des Betrachters auslösen, das jede wahre Schönheit erzeugt. Es kommt überhaupt nicht so sehr auf die gerade Nase an, sondern das Wesen der Schönheit ist Natürlichkeit.

So gesehen, kann man zur Schönheit erziehen, indem man zur Natürlichkeit erzieht. Dabei sind wir, indem wir die Aufmachung verachten und die gesunde Natürlichkeit für wichtiger halten. Wehendes Haar im Wind eines Hundert-Meter-Laufes finden wir schöner als das parfümierte Gerüst einer Haartracht, die ein Friseur mit technischen Geräten sich herzustellen bemüht.

Nicht daß wir einer gewissen Verwilderung das Wort reden wollen. Wir sind nur gegen jede Übertreibung und wollen uns nur den Sinn für die Natürlichkeit erhalten.

Das Lächeln der Schönheit ist kein verzerrtes, zähnezeigendes und augenblitzendes Lächeln, sondern ein befreites, fröhliches, lebendiges Lächeln, wie unsere Bildgegenüberstellung zeigen soll.

Schönheit erzeugt man nicht selbst, sondern Schönheit ist ein lebendiger Begriff, der von selbst wächst. Diesem natürlichen Schönheitsgefühl wollen wir uns alle wieder zuwenden.



Die Königin trug sogar ein kleines goldenes Krönchen. Sie war wie eine echte Königin anzusehen, so lieb, so reizend und so schön.

Aufn. (6) Barbara Lüdecke

Rumpelstilzchen hat Zöpfe

Wer war Rumpelstilzchen? War Rumpelstilzchen ein häßlicher Zwerg? Eine Mißgeburt aus Dreck und Feuer, ein Kobold, der in Felsenspalten hauste und wie eine grobe Rübe anzusehen war?

Die Mädchen wußten es nicht, aber sie wollten das Märchen Rumpelstilzchen aufführen. Das Rumpelstilzchen dieses Märchenspieles trug Zöpfe. Aber sie wurden unter einer gewaltigen Zipfelmütze versteckt, denn das hatte das Märchen wohl nicht vorgesehen, daß Rumpelstilzchen Zöpfe trug. Aber es zeigte sich, daß die Kostüme nicht entscheidend waren. Auf das Spiel kam es an, auf den Sinn des alten Spieles, das um ein Kind geführt wurde, das die Mutter in ihrer Not dem Zwerg Rumpelstilzchen versprochen hatte.

Als das Kindchen nun da war, mochte die Mutter an dieses Versprechen nicht erinnert werden. Sie weinte sich

Die Zuschauer waren hingerissen. Sie steckten den Finger in den Mund, wenn es an die spannenden Stellen kam und Rumpelstilzchen etwa sich unterstehen wollte, das Kind zu rauben, weil es das Versprechen der Königin ihm zu erlauben schien.

Aber in jedem Märchen wird schließlich alles gut. Die Königin behielt ihr Kind und Rumpelstilzchen zog grollend ab, nachdem es vor Unmut aufstampfte und zum Jubel der Zuhörerinnen schreckliche Verwünschungen ausstieß.



Nacht für Nacht die Augen rot und dachte nur daran, wie sie ihr Kind retten könnte. Wie stumm und ergriffen hörten die Mädchen zu, die auf den Bänken saßen und nicht auf eine Bühne heraufzuschauen brauchten, denn alles geschah ja in dem knappen Kreise, den sie ihren Kameradinnen zum Spielen freiließen.

Rumpelstilzchen war doch ein guter Kobold, die Mädchen lachten über ihn und freuten sich, daß er sich immer noch einmal zu einem Ausweg bereit erklärte. Und als schließlich Rumpelstilzchen seinen Namen nicht bewahren konnte, sondern dieser Name der Königin eiligst überbracht wurde, die vor Freude ihr Kind aufnahm, es herzte und herumsprang und rief: „Ich weiß jetzt, er heißt ‚Rumpelstilzchen'!", da kannte die Freude der Mädchen keine Grenzen mehr. —

Sieh da, ein altes Märchen goß seinen unvergänglichen Zauber über eine Schar von Mädchen aus, die daran lange denken werden.

FARBEN

DIE IM DUNKELN LEUCHTEN

Der Krieg und die notwendige strenge Verdunklung hat die Leuchtfarben aus den engen Bezirken ihrer früheren Anwendung herausgehoben und sie im weiten Maße volkstümlich gemacht. Um was für Stoffe handelt es sich nun, die die Fähigkeit haben, Licht auszustrahlen?

Die erste überraschende Beobachtung in dieser Hinsicht machte vor rund 300 Jahren ein biederer Schuster in Bologna namens Vincenz Casciarola. Unzufrieden mit seinem dürftigen Leben wandte er sich der Alchimie zu und versuchte edle Metalle zu gewinnen. Eines Tages fand er bei einer Wanderung in der Umgebung seiner Heimatstadt silberglänzende schwere Steine. Beglückt eilte er nach Hause, um das vermeintliche edle Metall auszuschmelzen. Das Unterfangen mißlang. Als er aber am Abend sich den auf einem Kohlenfeuer geglühten Steinen näherte, sah er sie in einem schwachen magischen Licht leuchten.

Außer dem Bologneser Schuster beschäftigten sich dann zahlreiche Leute mit dieser merkwürdigen Erscheinung. Eine Erklärung wurde aber nicht gefunden. Auch Goethe befaßte sich eingehend mit den Leuchtsteinen und berichtete in seiner „Farbenlehre" über eine Reihe von Versuchen, die er damit anstellte.

Als die Darstellung des Phosphors gelang und auch dieser die Eigenschaft aufwies, im Dunkeln zu leuchten, vermeinte man den Phosphor als Urheber der Erscheinung ansprechen zu müssen. Und noch heute hat sich die ganz falsche Bezeichnung „Phosphorfarben" für unsere Leuchtfarben erhalten. Viel später erst gelang der Chemie die Feststellung, daß die Eigenschaften mancher Mineralien, nach der Belichtung aus eigener Kraft zu leuchten, auf die Anwesenheit wenn auch nur ganz geringer Mengen von Sulfiden des Zinks und der Erdmetallreihe zurückzuführen ist.

Seit einigen Jahrzehnten hat die Industrie die Erzeugung von Leuchtfarben aufgenommen und dadurch breiteren Kreisen die Möglichkeit gegeben, den praktischen Wert derselben kennenzulernen. Die Leuchtfarben sind gewissermaßen Lichtakkumulatoren. Sie geben das durch physikalische — nicht durch chemische — Vorgänge aufgespeicherte Licht in einem Zeitraum von mehreren Stunden wieder ab. Die durch die Einwirkung des Tageslichtes aktivierten Farben verlieren allerdings bereits in der Dämmerung einen erheblichen Teil ihrer Leuchtkraft. Um sie ständig zum Leuchten zu bringen, ging man deshalb dazu über, sie mit ultraviolettem Licht, das für das menschliche Auge nicht sichtbar ist, zu bestrahlen. Auch für die Anwendung während der kriegsmäßigen Verdunklung ergaben sich damit gewisse Möglichkeiten. Nimmt man noch die radioaktiven Stoffe, so ist also zwischen drei verschiedenen Arten von Leuchtsubstanzen zu unterscheiden. Radioaktive Salze leuchten immer. Sie haben also eine vorherige Lichteinwirkung nicht nötig. Hierbei erfolgt das Leuchten auf Grund des chemischen Zerfalles. Bei dem hohen Preis von 200 000 Mark für ein Gramm Radium (das auch geeignete Mesothorium ist etwas billiger) ist die Verwendung natürlich beschränkt. Für Leuchtzifferblätter guter Uhren werden radioaktive Salze verwendet.

Die jetzt allgemein verwendeten Leuchtfarben gliedern sich in phosphoreszierende, das sind hauptsächlich Zinksulfidfarben, die das aufgespeicherte Licht als Lichtakkumulatoren in einer begrenzten Frist wieder abgeben, also nachleuchten, und in fluoreszierende, die nur bei Bestrahlung, z. B. mit ultraviolettem Licht, aufleuchten und nicht nachleuchten. Erstere sind von den Leuchtplaketten her allgemein bekannt. Wenn heute das Tragen der Leuchtplaketten nachgelassen hat, obwohl es im Verkehr bei Verdunklung bestimmt seine Vorteile hat, so darf der Grund vor allem darin erblickt werden, daß sich jeder den veränderten Lichtverhältnissen angepaßt hat. Das menschliche Auge ist gar nicht so verdorben, daß es sich nicht wie vor der Einführung des künstlichen Lichtes auch bei dem schwachen Leuchten des Himmels in der Nacht noch zurechtfinden könnte.

Phosphoreszenzfarben, die die Eigenschaft des Nachleuchtens haben, haben sich besonders in Kraftzentralen, Wasserwerken, Gaswerken usw. bewährt, wo eine Beleuchtung des Gesamtraumes nicht erforderlich ist. Dort kommt es lediglich darauf an, die Skalen der Meßinstrumente, die Schalthebel und Schalträder sowie vielleicht die Treppen gut erkennbar zu halten. Die Leuchtfarben werden hier um so vorteilhafter verwendet, als sich Werke der genannten Art, die gewöhnlich sehr hohe Fenster oder große Oberlichter haben, nur schwer verdunkeln lassen.

Man verwendet solche Leuchtfarben auch zum Anstrich der Luftschutzräume. Wird die Stromzufuhr unterbrochen und verlöschen die Lampen, so erstrahlt der Raum in einem magischen, grünlich-gelben Licht, das völlig ausreicht, um Personen und Gegenstände deutlich unterscheiden zu können. *H. R.*

Das schwesterliche Herz

(Fortsetzung von Seite 5)

lich hervorzuschießen. Sie sagte unter Schluchzen: „Nur der Linke?" Sie hatte sich aber sogleich wieder in der Gewalt, und, als schäme sie sich ihrer Tränen, fügte sie sogleich hinzu: „Hauptsache, daß du lebst!"

„Ja", sagte er etwas unbeholfen. Er empfand in diesem Augenblick so stark wie noch nie die Zuneigung seiner Schwester, und dies schien ihm plötzlich das Unerwartete zu sein. Er wußte, daß seine Schwester sein liebster Kamerad war, daß er sozusagen nicht einen Gedanken hatte, den sie selbst nicht ebenfalls hätte denken können. Aber jetzt empfand er in ihrer Offenheit, ja, geradezu in ihrer Hingabe, ihre innere Verwandlung. Er war mit ihr aufgewachsen, Seite an Seite, sie hatten kaum Geheimnisse voreinander gehabt. Ihre Zuneigung zueinander war in der Alltäglichkeit ihres Zusammenlebens selbstverständlich geworden. Nun aber erkannte er hinter der Gefährtin seines jugendlichen Lebens eine wahre Frau. Diese Erkenntnis verwirrte ihn ein wenig, ja, er empfand geradezu, daß sie ihn ein wenig von der Schwester abrückte, so, als könne er nun nicht mehr im gewohnten Tone mit ihr sprechen,

als zwänge ihn nun etwas, eine höhere Achtung vor ihr zu haben oder einen tieferen Respekt.

Bis zu diesem Tage war der junge Soldat selbst nicht von inneren Anfechtungen verschont geblieben. Er hatte die Stunden, in denen er mit seinem Geschick haderte, tief in seiner Brust verschlossen, so als sei dies ein männliches Gebot, die eigenen Schmerzen selbst und allein zu tragen. Es war ihm dies wohl schwer gefallen, aber nun brach sein innerer Stolz zusammen und das quälende Gefühl der Einsamkeit.

Er hatte gedacht, es würde schön sein, die Schwester wiederzusehen. „Das alte Mädchen", wie er sich ausdrückte. Er wollte Erinnerungen austauschen und hören, wie es zu Hause geht, aber siehe, nun war ihm eine wunderbare Gefährtin erstanden, und ihre so offene Liebe zu ihm löste ihn innerlich, daß er immer mehr seine alte Ruhe wiederfand.

Nachdem sie Kaffee getrunken hatten, wobei Brigitte den Bruder auf das aufmerksamste bediente, gingen sie hinaus auf den winterlichen Hang, wo sich die kleinen Mädchen herumtrieben. Sie lernten Skifahren. Sie waren eingeteilt in Gruppen und nahmen diesen Unterricht sehr ernst. Sie übten Stemmbogen fahren und hier und dort sogar einen kleinen, riskanten Schwung.

Staunend stand der Soldat auf diesem Felde der Lebensfreude. Hatte er die Schwester bis dahin allein gesehen, so sah er sie nun in ihrem Wirkungskreis. Er hörte, wie sie den einzelnen Mädchen die Worte hinüberrief, wie sie mit ihren Blicken und mit ihren Handbewegungen die Mädchen regierte, wie sich Anhänglichkeit und Zutrauen um sie sammelten, und dies war dem jungen Soldaten das Bewegendste an dem Erlebnis seiner Schwester, daß er sie nun als Teil eines Ganzen sah, in der mütterlichen und herzlichsten Weise entflammt.

Als der Soldat in der Dunkelheit davonstapfte, war er um ein köstliches Erlebnis reicher. Er fühlte geradezu das Vorhandensein einer inneren Laune, einer unsichtbaren Fröhlichkeit, daß er fast vor sich hinpfiff. „Ach", sagte er vor sich hin, „sie ist ein prächtiges altes Mädchen!"

Umschlagbild (1. Seite) stammt von: Barbara Soltmann. — Graphische Gestaltung: R. Breidenstein

Hauptschriftleiter: Herbert Reinecker, Berlin. Verlag: Franz Eher Nachf. G. m. b. H. (Zentralverlag der NSDAP.), Zweigniederlassung Berlin SW 68. — Druck: Buchgewerbehaus M. Müller & Sohn, Berlin SW 68. — Zur Zeit ist Preisliste Nr. 1 vom 1. 4. 1939 gültig.

Schuhe wollen Collonil



Die Zahnpflege der Kinder

darf auf keinen Fall vernachlässigt werden, auch wenn die beliebte Chlorodont-Zahnpaste vorübergehend fehlt. Kräftige Mundspülung mit lauwarmem Wasser und gründliche Reinigung der Zähne und Zahnzwischenräume mit Zahnbürste und Zahnstocher ermöglichen behelfsmäßige Zahnpflege. Außerdem müssen alle Speisen gut gekaut und die Zähne mindestens einmal im Jahre durch den Zahnarzt oder Dentisten untersucht werden. Verlangen Sie kostenlos die Schrift „Gesundheit ist kein Zufall" von der Chlorodont-Fabrik, Dresden N 6



Hess Musikinstrumente

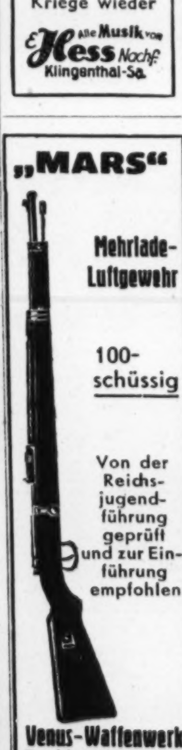
sind jetzt nur beschränkt lieferbar, deshalb erst die Front, dann die Heimat.
Nach dem Kriege wieder

Alle Musik von E. Hess Nachf. Klingenthal-Sa.

EM-GE

Klug ist, wer jetzt spart und nach dem Siege kauft. Denn dann gibt es wieder alles, auch unsere Luftgewehre, Luftpistolen und Startpistolen

Möritz & Gerstenberger, Waffenfabrik, Zella-Mehlis 8 in Thüringen





Ratschlag oder Gebot ?



In früheren normalen Zeiten hat die deutsche Waschmittelindustrie der Hausfrau manchen guten Rat gegeben. Heute sind diese Ratschläge von weit größerer Bedeutung, ja, sie sind Gebot geworden. Jeder, der, für die Feinwäsche verantwortlich, die Waschmittel sparen und das Waschgut schonen will, wird sich merken:

Falsch ist es, zwischen den einzelnen Wäschen die Kleidungsstücke allzu lange zu tragen, denn starker Schmutz verleitet zu leicht dazu, daß man reibt und bürstet, was aber jeder Feinwäsche abträglich ist.

Falsch ist es, farbige Knöpfe, mit Stoff überzogene Metallknöpfe, Schnallen und dergleichen an den Kleidungsstücken zu belassen. Sie könnten in der Wäsche Farbe abgeben oder Rostflecke verursachen. Richtig ist es, Schnallen und farbige Knöpfe vor der Wäsche abzutrennen.

Falsch ist es, Gewirke und Gewebe zu reiben oder zu wringen. Hierbei entstehen Faserbrüche, bei schweren Schädigungen Löcher im Gewebe.

Falsch ist es, empfindliche farbige Wäschestücke ohne Essigzusatz zu waschen und zu spülen. Richtig ist es, sowohl dem Wasch- wie auch dem Spülbade einen Essigzusatz zu geben.

Falsch ist es, bunte Wäschestücke naß aufeinander liegen zu lassen. Richtig ist es, jedes Wäschestück in ein Frottierhandtuch zu rollen und nach dem Ausrollen unter Vermeidung von Ofen- und Sonnenhitze ausgebreitet zu trocknen.

Falsch ist es, farbige Wäsche zu warm zu waschen. Echtfarbige Wäschestücke kann man handwarm (bis zu 36 Grad Celsius) waschen; Wolle und farbempfindliche Sachen wäscht man immer kalt.

Falsch ist es, Wäsche und Kleidungsstücke mit zu heißem Eisen zu bügeln. Das Eisen soll stets nur mäßig warm sein, wie auch stets von links zu bügeln ist.

Selbstverständlich fotografiert Mutti ihren Liebling auch heute noch. Sie beschränkt sich auf wenige gute Aufnahmen und hat so immer Film für noch bessere Gelegenheiten.

PERSENSO Orthochromatische, lichthoffreie Ultrarapid-Platte 18° DIN
Perutz PEROMNIA-FILM

Otto PERUTZ
Trockenplattenfabrik München GmbH



Die moderne Chemie

fand den Weg, lebenswichtige Mineralstoffe mittels Phosphorsäure so an Milcheiweiß anzulagern, daß diese besonders verträglich sind und zugleich gut ausgenutzt werden.



Mineral-Milcheiweiß
Präparate

BAUE DIR *selbst ein Radio!*

Radio-Baupläne für Detektor-Fernempfänger wieder eingetroffen. Zusammenbau in drei Stunden mühelos und ohne Vorkenntnisse. Keine Röhren und keine Stromquellen erforderlich. Naturgetreueste Wiedergabe. Sender aus tausend Kilometer hörbar. Bauplan mit genauer Beschreibung gegen 60 Pfennig in Briefmarken (5×12-Pfennig-Marke).

Adolf Hopperdizel, Braunschweig W, Bahnhofstr. 16



